

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Wider den „Prometheismus“ in der apostolischen Arbeit

„Es ist ziemlich widersinnig, daß die Sendung, die der Herr uns anvertraut hat, so viele unserer Mitbrüder zur Erschöpfung bringt.“

Peter-Hans Kolvenbach SJ

Letzte Woche traf ich zufällig eine Reihe von Freunden und Mitbrüdern, die über ihren derzeitigen Lebensrhythmus klagten. Eine befreundete Ordensfrau bat mich, sie bei einer Konferenz zu vertreten, weil sie selber es nicht mehr schaffte. Außerdem gestand sie mir, daß sie überhaupt nicht vorbereitet sei, um etwas zu dem Thema zu sagen, für das sie eingeladen war. Ein anderer Freund erzählte mir von den Schuldgefühlen, die bei ihm auftauchten, weil es ihm nicht gelang, mit seiner Zeit besser umzugehen und sie wirkungsvoller einzusetzen, und das, obwohl er doch in diesem Jahr keinen Urlaub gemacht hatte ... Ein dritter sagte mir, daß er sich von dem Druck befreien müsse, überall dort, wo er sich engagiert hat, das Letzte geben zu sollen. Dies zerstörte seine Gottesbeziehung und ließ sein pastorales Wirken unfruchtbar werden. Zu guter Letzt steckte mir ein Kollege – in der Erwartung, bei mir auf offene Ohren zu stoßen – einen kleinen Text zu, der vom „Wahnsinn des Guten“ sprach.

Niemandem bleibt die Tatsache verborgen, daß viele von uns engagierten Christen sich mit bestem Willen und echter Großzügigkeit zu einem solchen Leben voll Stress und Erschöpfung verleiten lassen, das uns erschrecken läßt und unserer Umwelt alles andere als inneren Frieden vermittelt. Angesichts dieser Situation macht mir Sorge: Erstens, daß der Lebensrhythmus das Wirken vieler von uns unfruchtbar werden läßt vor lauter Anstrengung, doch effizient genug zu sein.¹ Zweitens, daß wir Lösungen nur in den Gesundheits- und Heilmitteln suchen, die die moderne Gesellschaft bietet: Stresskuren, Entspannungstechniken, Massagen, Bioenergetik, Freikörperkultur, etc. Drittens müßten wir uns fragen, ob wir in unserer christlichen Tradition nicht eigene Quellen haben, die uns heilen können. In diesen Zeilen möchte ich diesen dritten Punkt hervorheben. Zunächst werde ich die beiden anderen beleuchten. Die Reflexion der genannten Elemente aus einer mehr gemeinschaftlichen oder kirchlichen Perspektive lasse ich für eine andere Gelegenheit übrig bzw. für das eigene Nachdenken, wozu ich den Leser/die Leserin einladen möchte.

¹ Über den Unterschied zwischen Fruchtbarkeit und Effizienz finden sich sehr anregende Überlegungen bei P. van Breemen, *Erfüllt von Gottes Licht. Eine Spiritualität des Alltags*. Würzburg 1995, 71–109.

1. Pastoraler Streß: eine Wirklichkeit, die uns keine Früchte hervorbringen läßt

Viele von uns, die sich im Bereich des Glaubens engagieren, tun dies mit einem „wahnsinnigen“ Engagement. Wir entwickeln eine Aktivität, die uns den inneren Halt nimmt, unsere Menschlichkeit gefährdet und eigentlich gar nicht zu unserer Absicht paßt, eine Botschaft des Heils, des Friedens, der Freude und des Trostes weiterzutragen. Wie oft hören wir andere stöhnen, weil sie nicht mehr alles schaffen und einfach nicht mehr können? Wie oft lamentieren wir darüber, daß wir nicht genügend Zeit finden für so wichtige Dinge wie das Gebet, geistliche und theologische Lektüre, das Gemeinschaftsleben oder spirituellen Austausch? In wie vielen Jahresexerzitien und Einkehrtagen nehmen wir uns vor, unseren Lebensrhythmus zu ändern und etwas mehr Zeit für die Familie einzuräumen, für Freunde und für jenes bedingungslose Beschenktsein, über das wir in Konfrontation mit unserer Konsumgesellschaft so schöne Worte finden können. Müssen wir nicht zugeben, daß viele von uns sich ebenso viel Streß machen wie andere Mitbürger unserer konsumbesessenen Gesellschaft?

Es kommt offensichtlich gar nicht so gut an, wenn man in seinem Arbeitsteam keinen übervollen Terminkalender vorweisen kann, bei dem noch nicht die letzten Möglichkeiten ausgeschöpft sind, oder wenn man zugeben muß, daß man noch nie einen ICE oder das Flugzeug benötigt hat, um zwei wichtige Aufgaben wahrnehmen zu können, für die man unbedingt gebraucht wurde ... Oder – etwas alltäglicher – wer könnte schon behaupten, daß sich bei ihm noch nie zwei Sitzungen zeitlich überschnitten haben? – Schließlich kämpfen wir ja an mehreren Fronten gleichzeitig und die Aufgabe, das Reich Gottes auf die Erde zu bringen, drängt und erfordert unsererseits einen großzügigen Einsatz. Wir sind engagierte Christen und davon überzeugt, daß das Reich Gottes in Jesus Christus ein für allemal in unserer Geschichte angebrochen ist – aber wer von uns heiligt den Sonntag, indem er Gott Ehre und Dank erweist? – Wir füllen unsere Sonntage mit Kommissionen, Sitzungen, Treffen, Tagungen, Versammlungen und kleinen Extra-Zeiten, um noch schnell irgendeine Arbeit fertig zu bekommen.

Bei diesem Rhythmus verwundert es nicht, daß manche sich verausgaben oder nach einigen Jahren „wahnsinnigen“ Engagements den Kontakt zu den Quellen vermissen, die ihnen ihre Frische und Kraft erhalten könnten. Wenn wir in Treue dem Herrn des Lebens nachfolgen wollen, wie kann es dann sein, daß wir in einen so stressigen Rhythmus geraten und ein Leben führen, das aufgehört hat, „Salz“ und „Licht“ zu sein? Wie wenig können wir dann noch die Worte Jesu transparent machen:

„Kommt alle zu mir, die ihr euch plagt und schwere Lasten zu tragen habt. Ich werde euch Ruhe verschaffen. Nehmt mein Joch auf euch und lernt von mir; denn ich bin gütig und von Herzen demütig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele. Denn mein Joch drückt nicht, und meine Last ist leicht“ (Mt 11,28–30).

Bei uns hat sich etwas eingeschlichen, was wir als „pastorale Prometheismus“² bezeichnen könnten. Die Überzeugung, daß uns in besonderer Weise das Mitwirken an der Heilsgeschichte anvertraut ist, birgt die Gefahr, daß wir uns als die eigentlichen Protagonisten betrachten. Von daher kommt dann die gebieterische Notwendigkeit, alles von uns geben zu müssen, mit unseren Energien nicht zu sparen, die Last und Mühe der Geschichte auf uns zu nehmen und dabei Aufgaben und Verantwortlichkeiten anzuhäufen, als ob unsere Zeit und Kraft keine menschlichen Grenzen kennen würden. Das Schlimmste an diesem Prometheismus besteht darin, daß er eine Reihe von unfruchtbaren, geradezu unmenschlichen und heidnischen Zügen hat, die mit dem Evangelium kaum mehr etwas zu tun haben.

Während wir mit wahnsinnigem Prometheismus unsere apostolische Effizienz zu optimieren versuchen, ist unser Lohn das Gegenteil, nämlich *Unfruchtbarkeit*, indem er Lebensrhythmen hervorruft, die das Evangelium zurückdrängen, das doch eigentlich Frohe Botschaft für die Armen und Unglücklichen sein will und im Gegensatz steht zur Notwendigkeit einer reinen Erfüllung des Gesetzes (und sei es das Gesetz des befreienden Engagements) mit all seinen Vorschriften und Verknechtungen. Der Prometheismus vermittelt nicht die Barmherzigkeit eines Gottes, der auch noch den verlorensten Sünder annimmt und ihm neue Perspektiven eröffnet, sondern läßt einen Gott erscheinen, der apostolische Leistung fordert. Er bringt uns nicht in Kontakt mit Gott, sondern nur mit unserer eigenen Mühsal und Erschöpfung. Er bringt uns nicht dem Gott näher, der auf geheimnisvolle Weise die Geschichte lenkt, sogar durch den Kreuzestod des Gerechten von Nazaret, sondern bringt uns nur in Kontakt mit unseren eigenen Plänen, Erfolgen und Mißerfolgen.

Der Prometheismus, der unseren „Wahnsinn“ widerspiegelt, hat eine entmenschlichende Wirkung, weil er nicht mehr Freude, Frieden, Dankbarkeit, Güte und Zufriedenheit ins Leben bringt. Wir führen kein Leben, das andere wegen des Glücks beneiden würden, das es ausstrahlt. Im Gegenteil, wir geraten in ein Leben, in dem es mit den Gemeinschaftsbezügen immer schwieriger wird, weil wir ihnen aufgrund der Arbeitsanforderungen immer weniger Platz einräumen können. Dieses Leben bringt leicht Enttäuschung und Hoffnungslosigkeit mit sich, bis wir zermürbt sind von der Unzufriedenheit, irritiert aufgrund der Kluft zwischen unseren gewaltigen prometheischen Kraftanstrengungen und ihren – bisweilen fast lächerlichen – Erfolgen.

Der „apostolische Wahnsinn“ mit seinem verrückten Prometheismus tarnt seine zutiefst *heidnischen* Wurzeln mit dem Schein des Guten. Denn: Er vertraut mehr auf die Mittel – vor allem wenn sie objektiv bewertbar sind – als auf das Wirken Gottes. Das Gottesbild, das dadurch vermittelt wird, ist vor allem das eines anspruchsvollen Bankiers, der dem Herrn der vielen Talente gleicht, vor den nicht einmal jener

² Prometheus gilt als die Gestalt der griechischen Mythologie, die das Menschengeschlecht gegen den Willen der Götter bzw. unabhängig von ihnen retten will: Weil er bei der Verteilung der Opferspeisen den Zeus zu Gunsten der Menschheit betrügt, will dieser den Menschen das Feuer vorenthalten. Als Prometheus dem Göttervater das Feuer dennoch entwendet und auf die Erde bringt, wird er zur Strafe an einen Felsen gebunden und muß täglich neu Qualen erleiden, bis er schließlich von Herakles befreit wird. [Ann. d. Übers.]

Mensch hinzutreten wagte, dem nur ein einziges Talent anvertraut war (Mt 25,24f). Das erweckt den Eindruck, als wolle Gott die ganze Last seines Heilplanes auf unsere Schultern schnüren, um abzuwarten, wie viel wir denn ertragen könnten, bevor wir erschöpft zusammenbrechen. Und das wäre dann – obendrein – der sichtbare Beweis für unsere Nutzlosigkeit und Ineffizienz: Gott hätte sich geirrt, wenn er angesichts so großer Verantwortung mit uns gerechnet hätte. Am Ende scheitern wir, und das läßt uns noch mehr im Elend versinken.

2. Kommt das Heil von den Heiden?

Mit unserem Aktivismus, wahnsinnigem Engagement und Prometheismus partizipieren wir an einem allgemeinen Übel unserer kapitalistischen Industriegesellschaft, das dieselbe Gesellschaft – zumindest in einem gewissen Maß – schon bemerkt hat. Man hat angefangen, die unterschiedlichsten Heilmittel und Methoden aufzufindig zu machen, um die Gesundheit wiederzuerlangen. Es hat sich geradezu eine Heilungs- und Heilsindustrie entwickelt, bei der unsere Zeitgenossen das integrierte Wohlbefinden suchen, das sie brauchen. Die Psychologie, die „Selbsthilfe“-Literatur und alles, was mit körperlicher Gesundheit zu tun hat (Diäten, Massagen, Entspannung, Meditation, Sport), bilden jene *Soteriologie*, die heute auf dem Markt triumphiert.

Auch im christlichen Bereich wird es immer üblicher, daß man – in unterschiedlichen Graden – auf dieses Angebot integraler Gesundheit zurückgreift.³ Zweifelsohne bergen diese Mittel sehr viel Weisheit in sich, die auch von den alten kontemplativen Mönchen auf kluge Weise gepflegt wurde. Angemessene körperliche Übungen sind gesund und notwendig. Ruhe und Muskelentspannung verhelfen zur Selbstfindung. Durch Sachkenntnis und qualifizierte professionelle Hilfe können sich manche schwere Angststörungen und Formen der Depression erheblich bessern.

Aber ist es nicht doch sehr überraschend, daß wir unser seelisches und körperliches Gleichgewicht in nicht-christlichen Quellen suchen müssen? Hat der christliche Glaube nichts zu bieten, was uns zu einem menschlicheren Leben verhilft, für die Seelsorge Frucht tragen kann und uns in Verbindung bleiben läßt mit dem lebendigen Gott? Wenn wir uns aus den christlichen Reihen in Massen auf diese „heidnischen“ Heilmittel stürzen, bekennen wir dann nicht faktisch, daß das wirkliche Heil gar nicht aus dem Glauben Jesu kommt?

³ In den Vereinigten Staaten ist es ganz normal, in den allgemeinen Zeitschriften mit religiösen Informationen Anzeigen zu finden, die für Sabbat- oder Erholungszeiten Werbung machen. Mich hat die Art dieser Angebote beeindruckt. Sie sind jeweils der Marktlage entsprechend ausgerichtet, wobei man auf ganz überraschende Kombinationen trifft: Spezialisten für Bibelkunde, Massage, Analyse für pastorale Probleme, Thermalwasser, Reflexion der eigenen Glaubensgeschichte im Gebet, wundervolle Ausflüge an Traumorte ...

3. Für eine apostolische Spiritualität jenseits des Prometheismus

Es geht überhaupt nicht darum, die „heidnischen“ Heilmittel abzuwerten oder zu verteufeln. Niemand kann ihre Heilkraft leugnen und die Notwendigkeit bestreiten, daß wir ihre Weisheit in unseren Lebensrhythmus einbeziehen oder sie dafür zurückgewinnen müssen. Viele dieser Elemente waren sogar in den Lebensrhythmus der Mönche integriert: Handarbeit, Stille, Fasten oder reduziertes Essen, Studium und Lektüre. Aber über das hinaus, was wir von all dem zurückgewinnen könnten, müßten wir in unserer eigenen Tradition auch nach den Gegenmitteln wider diesen Prometheismus suchen, der die Möglichkeit in sich trägt, uns zu zerstören.

Jener wahnsinnigen Weise, unseren apostolischen Prometheismus zu leben, liegen zwei Mängel und ein Mißverständnis zugrunde: Ich vermute, wir haben nicht gut verstanden, was Berufung zum Mitwirken an Gottes Heilsplan heißt; und ich glaube, daß es in unserem christlichen Leben ein Defizit an Vergebung und einen Mangel an Dankbarkeit gibt. Es könnte eine gute persönliche und gemeinschaftliche Übung sein, uns aufrichtig in jedem dieser Aspekte zu prüfen.

a) Weil wir berufen sind

Wenn man die Berufung falsch versteht oder nicht mit den beiden anderen Aspekten verbindet, die ich gleich ansprechen möchte, kann sie sich in eine schwere und zerstörerische Last verwandeln. Sicher will Gott bei seinem Heilswerk auf uns bauen – auf unseren freien und großzügigen Beitrag. Deshalb ruft und erwählt er bereits im Bund mit Israel einige Menschen und vertraut ihnen eine Sendung an. Wer sie ernst nimmt, wird sich der Verantwortung bewußt werden, die sie mit sich bringt. Wer wirklich spürt, daß Gott ihn gerufen hat, wird nicht in gleicher Weise weiterleben wie zuvor, er wird erschüttert sein, und er wird anfangen, die Geschichte mit anderen Augen zu betrachten.

Wenn nun die Berufung impliziert, daß Gott mit uns rechnet, dann müssen auch wir mit ihm rechnen. Denn es ist Gott selbst, der durch uns die Sendung realisiert. Nach typisch katholischer Einstellung kann Gott um so mehr durch uns wirken, je mehr wir selbst uns engagieren, zumal ja Gott und der Mensch keine Konkurrenten sind. Von daher macht uns die Berufung nicht zum Messias oder zu Rettern und auch nicht zu den Letzтverantwortlichen. Wir können jedoch versucht sein zu glauben, daß Gott das, was er durch uns nicht zu wirken vermag, auch nicht auf andere Weise machen kann. Wir könnten auch unseren eigenen Erfolg mit der Verbreitung des Gottesreiches verwechseln. Hängt das Voranschreiten des Reiches Gottes (nur) an unserem eigenen Einsatz? Verstehen wir heute – in die übliche pastorale Sprache gepackt – auf diese Weise das Unverdientsein der Gnade?

Die Speise Jesu war es, den Willen des Vaters zu erfüllen (Joh 4,34). So wird sichtbar, daß der Vater und er eins sind (Joh 10,30). Es gibt keine apostolische Fruchtbarkeit, wenn diese nicht aus einer größeren Nähe und Vertrautheit mit Gott erwächst und dorthin führt. Wenn unser Einsatz so „wahnsinnig“ ist, daß er die Vertiefung unserer Freundschaft mit Gott verhindert, verwandelt er sich in eines der

größten Hindernisse für die apostolische Fruchtbarkeit, wenngleich es sicherlich auch stimmt, daß ein Leben der Sendung, das sich für das Evangelium, für Jesus und „die Seinen“ aufs Spiel setzt, die beste Nahrung für das Gebet darstellt.

Der Anruf bzw. die Berufung macht uns in radikaler Weise zu Mitarbeitern Gottes. Die schwere Last der Verantwortung ruht daher an erster Stelle auf Gott – nicht auf uns. Und das ist sehr befreiend. Wenn wir um der praktischen Umsetzung des Rufes willen in einen Arbeitsrhythmus geraten, bei dem wir die Intensität und Qualität unserer Gottesbeziehung verlieren, entwerten oder schwächen, dann wird das, was aus seiner praktischen Umsetzung folgt, die Beeinträchtigung unserer Gottesbeziehung spiegeln. Wir verlieren die Begeisterung und Frische, die Freiheit und die Hoffnung, aus der das Selbstverständnis erwächst, Mitarbeiter Gottes zu sein.

Wenn man erstmals die eigene Berufung spürt, ruht man in Gottes Anruf. Einen Anruf zu bekommen und sich ganz Gott zu überlassen, der diesen Ruf behutsam zum Klingen bringt, das hat eine entlastende Wirkung. Wir müßten daher diese ursprüngliche Berufung bewahren und erneuern und immer wieder zu ihr zurückkehren. Sie hat uns menschlicher werden lassen, zu Gott geführt und fruchtbar gemacht. Der Ruf und die Berufung sind eine Gabe Gottes für die Berufenen, für die Kirche und für alle Menschen. Darum können wir ihren Wohlgeschmack mit Freude und Vergnügen genießen, auch wenn sie anspruchsvoll ist, uns aber keine Angst zu machen braucht.

b) Weil uns vergeben wurde

Ich erinnere mich, wie José Ignacio González Faus vor einigen Jahren sagte, daß der Christ sich für die revolutionäre Umgestaltung einsetzen müsse als einer, der Vergebung erfahren hat. Meiner Meinung nach weisen unsere übersteigerten Selbstanforderungen und der Wahnsinn, mit dem wir uns abmühen, darauf hin, daß wir die Erfahrung von der Vergebung Gottes viel zu wenig verinnerlicht haben. Es ist uns noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen, daß Gott uns schon vergeben hat und immer wieder vergibt. Daß er uns voll Liebe anschaut. Daß es Gott wie kleinen Kindern geht, wenn sie ihre Eltern sehen: Sie heben einfach ihre Arme, weil sie die Umarmung suchen.

Einer der größten Widersprüche, die heute in unseren pastoralen Aufgabenbereichen und christlichen Gemeinden gelebt werden, wurzelt darin, daß wir einerseits nicht müde werden, von der Liebe Gottes zu reden, von seiner Barmherzigkeit, seiner bedingungslosen Annahme und Vergebungsbereitschaft, daß wir aber andererseits den Sinn für die Sünde abgewertet und die gewöhnliche Praxis der sakramentalen Vergebung Gottes – die Beichte – sehr an den Rand gedrängt haben.⁴

Aus christlicher Sicht steht die Erkenntnis – in ihrem kraftvollen biblischen Sinn – der göttlichen Barmherzigkeit mit der Anerkenntnis der Sünde in enger Verbin-

⁴ F. Millan bringt dazu interessante Perspektiven: F. Millan, „Para una renovación del sacramento de la penitencia“, in: *Misclánea Comillas* 55 (1997) 2–22.

⁵ In der Dynamik der Ersten Woche der Ignatianischen Exerzitien taucht dieser Aspekt sehr klar auf.

dung.⁵ Wenn wir aber von der Barmherzigkeit sprechen, tun wir das meist in einer Weise, die ein Aneinanderreihen von leeren Worten darstellt. Das verwendete Vokabular wird nicht von einer inneren Erfahrung begleitet, die sich aus unserer Gebets- oder Beichtpraxis nährt und unsere Worte bewahrheitet. Der verlorene Sohn konnte die Liebe Gottes verstehen, weil er zunächst ahnte und später in der Tiefe verstand, was er seinem Vater eigentlich angetan hatte. Dagegen hatte der ältere Sohn seinen Vater nicht verstanden. Bisher hatte er ihm keinen Ärger bereitet (vgl. Lk 15,11ff). Auch wir engagierten Christen haben im allgemeinen kein Bewußtsein, Gott irgendeinen „Ärger“ zu bereiten. Der Sünderin wurde viel vergeben, weil sie viel Liebe gezeigt hat. Simon dagegen wunderte sich nur, daß Jesus nicht wußte, mit wem er es da zu tun hatte (vgl. Lk 7,36ff). Und ihm wird – wie es im Bericht heißt – nichts vergeben.

Wenn wir uns tatsächlich Tag und Nacht als Menschen erfahren würden, die mit Gottes Vergebung beschenkt sind, von ihm angenommen, umarmt und geküßt, erneuert im kostbaren Blut Jesu, dann könnten wir uns nicht so oft mit Schuldgefühlen und ausbeuterischen Selbstanforderungen quälen. Wir würden es verstehen, in der Barmherzigkeit Gottes auszuruhen. Wir würden sicher zupackend arbeiten, aber getragen von der Freude und dem Trost der Vergebung. Dann würden wir – ohne die Übel in der Welt zu vergessen – nicht nur auf die anderen voll Güte schauen, sondern wir wären auch gütiger zu uns selbst.

Ein Mensch, der Vergebung erfahren hat, akzeptiert demütig und radikal die Notwendigkeit, daß er etwas empfangen muß, was er selbst nicht produzieren kann. So mit setzt er sich in Gegensatz zu einem selbsterfüllenden Prometheismus.

c) Weil unser Herz dankbar ist

Der Weg, den Ignatius von Loyola in den Betrachtungen der Exerzitien vorschlägt, gipfelt im Dank. Bekanntlich formuliert Ignatius die Frucht, die man zu finden sucht, jeweils in einer Bitte. In der Bitte der letzten Betrachtung heißt es:

„Um innere Erkenntnis von soviel empfangenem Guten bitten, damit ich, indem ich es gänzlich anerkenne, in allem seine göttliche Majestät lieben und ihr dienen kann.“⁶

Für Ignatius ist die Dankbarkeit gegenüber Gott der Motor, der uns zu einem beständigeren Dienst für Gott bewegen kann, einem Dienst, der sich auf alle Bereiche und Generationen ausweiten läßt: ein Dienst in der Aktivität und Passivität, in Gesundheit und Krankheit, in Worten und im Schweigen, im Schlafen und Wachen, in Gemeinschaft und in der Einsamkeit, in der Arbeit und in der Erholung, im Erfolg und im Scheitern.

Die wahre Dankbarkeit schafft eine Art von Anforderung, die den Menschen nicht aufzehrt. Denn sie kennt nicht das Gesetz der Bringschuld, sondern wirkt nach

⁶ EB 233. Nach der Übersetzung von P. Knauer, *Ignatius von Loyola. Geistliche Übungen und erläuternde Texte*. Graz, Wien, Köln ³1988.

einem Gesetz dankbarer Fülle. Die Dankbarkeit verhärtet nicht das Herz gegenüber den anderen und auch nicht gegenüber einem selbst. Sie zwingt weder Härten auf, noch nährt sie Ängste. Sie führt weder zu Bitterkeit und Unzufriedenheit, noch zu Selbstvorwürfen.

Die Dankbarkeit stärkt die Erwartungen, die Hoffnungen, den Wunsch zu arbeiten und sich einzusetzen. Sie schafft Vertrauen. Sie impliziert einen Lebensstil, in dem sich der Mensch kontinuierlich von Gott her erneuert und sich von dem Fest her versteht, das Gott mit uns feiern will. Sie befreit von dem Zwang, etwas oder sich selbst beweisen zu müssen. Sie erlaubt es, eine Haltung einzunehmen, aus der Empathie, Entgegenkommen, Begegnung und Zusammenarbeit möglich werden. Und dabei weiß der Mensch vom Grund her, daß das alles ein Übermaß ist, das nur von der Freude her verstanden werden kann, die dem Beschenktsein entspricht, und von der Wahrheit her, daß unser Herz Antwort geben will, weil es gar nicht anders kann.

4. Apostel Jesu Christi fern vom Geist des Prometheus

Es lohnt sich, unter diesen Vorzeichen zu leben – aufgrund der evangeliumsgemäßen Wahrheit, die sie bergen. Denn das führt zu einem Leben, das wirklich an Gott glaubt, ein Leben, das tatsächlich mehr mit Ihm rechnet als mit uns selbst. Dieses Leben leuchtet mit eigenem Licht, da es so menschliche und schöne, so benediktionswerte und erfüllte Formen hervorbringt. Es führt zu der außergewöhnlichen Fruchtbarkeit der wahren Zeugen des lebendigen Gottes, die Hundertfaches hervorbringt.

Die Kirche und die Gesellschaft von heute brauchen Apostel, das heißt Frauen und Männer, die von der Freude geprägt sind, die aus der Dankbarkeit erwächst, Menschen, die von der Knechtschaft befreit sind, immer irgend jemandem irgend etwas beweisen zu müssen, die in der Lage sind, andere mit dem Freudentanz der Erlösung anzustecken.

In unserer Gesellschaft sind der praktische Atheismus und der Aberglaube zur alltäglichen Selbstverständlichkeit geworden. Unseren Zeitgenossen fehlt die Begegnung mit Menschen, die ihnen konkrete und realistische Wege zeigen können, um ihre eigenen Zugänge zum „Raum Gottes“ zu beleben und ihnen in der entsprechenden Richtung Orientierung zu geben.

Die Notwendigkeit und die Voraussetzungen wären also da, um Zeugen zu sein für das, wonach Gesellschaft und Kultur wirklich verlangen. Lassen wir uns nicht von deren Täuschungen hinters Licht führen. Wir stehen mitten in der rechten Zeit (im Kairos) für Apostel Jesu Christi⁷.

Gabino Uribarri, Madrid

⁷ Der Beitrag erschien ursprünglich in der spanischen Zeitschrift *Sal Terrae* im Juni 1999 unter dem Titel „*Contra el prometeísmo apostólico*“. Er wurde ins Deutsche übersetzt von Thomas Hollweck SJ.